



Quelle

Rougemont, Denis de: Europa als Kultureinheit (1959)¹

Tatsächlich gibt es nichts, was europäischer wäre als diese Zweifel und diese Skepsis – dieser Hang, Dinge immer wieder in Frage zu stellen, Platitüden abzulehnen und auf Unterscheidungen zu bestehen. Nichts ist kennzeichnender für eine Zivilisation, die keineswegs zufällig die parallelen Begriffe der „Originalität“ und des „Nationalcharakters“ geprägt hat und deren beste Köpfe seit je eine Art Passion für Differenzierungen pflegten – dies in einem Maße, daß sie ihre Differenzen für das eigentlich Erstrebenswerte hielten, so daß sie allesamt bereit waren, das zu ignorieren, was allen gemeinsam ist, was von jedem anerkannt wird und deshalb nicht ausgesprochen zu werden braucht. [...] Die Neigung zum Nonkonformismus – ist sie nicht genau das, was der übergroßen Mehrheit der Europäer gleichermaßen eigen ist und was sie auf den ersten Blick nicht nur vor dem sowjetischen Menschen, sondern auch vor dem weisen Asiaten und dem zur Magie neigenden Afrikaner auszeichnet? [...]

Sollte der Europäer nicht tatsächlich jenes seltsame Wesen sein, das sich in genau dem Maße als Europäer offenbart, in dem es sein Europäertum bezweifelt und, im Gegenteil, den Anspruch erhebt, entweder mit dem Universalmenschen seiner Vorstellung oder mit einer der Komponenten des großen Europa-Ganzen identifiziert zu werden, als dessen Teil es sich durch die einfache Tatsache erweist, daß es das bestreitet? [...] [S. 13]

1. Man braucht nur Europa zu verlassen, gleich in welcher Richtung, um die Realität unserer Kultureinheit zu spüren. Schon in den Vereinigten Staaten, in der Sowjetunion sofort und ohne jeden Zweifel in Asien werden Franzosen und Griechen, Engländer und Schweizer, Schweden und Kastilianer als Europäer betrachtet. Das muß seine Ursachen haben; und wenn ich mir das von allen Seiten her ansehe, dann kann ich keine bessere Ursache dafür finden als diese berühmte Kulturgemeinschaft, die sich all unseren Definitionen so leicht entzieht, die aber so schwer vor anderen Leuten zu verbergen ist. Von außen gesehen ist die Existenz „Europas“ augenscheinlich. [...]

2. Ich habe wohl bereits vermerkt, daß jene Europäer, die mit dem größten Nachdruck auf die universelle Natur unserer Probleme verweisen und, davon ausgehend, dem zu einigenden Europa jede wirtschaftliche, soziale oder wissenschaftliche Eigenpersönlichkeit absprechen – daß jene Europäer oft die gleichen sind, die mit Hilfe einer Wendung um hundertachtzig Grad erklären, daß wir unseren alten Kontinent eben wegen der tiefwurzelnden Unterschiede, die unsere Nationen jahrhundertlang voneinander schieden, nicht einigen können. Wollte man diesen Europäern glauben, so gäbe es (jedenfalls was die jeweiligen Spezialgebiete dieser Leute betrifft) keine wesentlichen Unterschiede zwischen Europa und dem Kongo oder Kaschmir, während andererseits zwischen Briten und Franzosen, zwischen Franzosen und Deutschen – diese Reihe könnte man fortsetzen – unüberbrückbare Gegensätze bestünden. [...]

[3.] Die Nationalisten sagen uns, die Kontraste zwischen Deutschen und Franzosen, Isländern und Kontinentalen, Schweden und Griechen (um dabei nur von der Geographie, der neueren Geschichte und den Lebensgewohnheiten zu sprechen und Religion, Wirtschaft, politische Institutionen und ähnliches beiseitezulassen) schlossen jede Vereinigung aus und gäben uns Veranlassung, die Existenz einer Kultureinheit, also einer Basis für die Vereinigung, von vornherein in Zweifel zu ziehen.

Zunächst jedoch haben die Unterschiede der Sprache, der Religion, der „Rasse“, die Unterschiedlichkeit der Lebensgewohnheiten und Lebensbedingungen zwischen den Bretonen und den Bewohnern des Languedoc, zwischen Friesen und Bayern, zwischen Piemontesern und Sizilianern,

¹ de Rougemont, Denis, Einleitung, in: Beloff, Max, Europa und die Europäer. Eine internationale Diskussion, Köln 1959, S. 13, 15-17, 20-21, 22-23.

zwischen dem katholischen Schafhirten Appenzells und dem protestantischen Bankier in Genf die nationale Einigung Frankreichs und Deutschlands, Italiens und der Schweizer Kantone nicht behindert – nicht stärker behindert, als die Einigung jene Unterschiede unterdrückt hat (und man könnte in diesem Zusammenhang darauf hinweisen, daß diese Länder ein Jahrhundert der Staatserziehung hinter sich haben, während niemand von einem Bundesstaat Europa je irgend etwas dieser Art erwartet hat). [...] [S. 15-17]

[6.] Oft war man versucht, das Vorhandensein einer echten „europäischen Kultur“ nicht nur mit dem Argument zu bestreiten, daß eine derartige Kultur schwer zu bestimmen ist, sondern auch damit, daß man mit der Vielfalt ihrer Ursprünge und mit der Bedeutung außerkontinentaler Einflüsse, denen sie ausgesetzt war, konfrontiert wird. Diese Argumente sind jedoch hier genauso stichhaltig wie gegenüber dem Konzept der „nationalen Kulturen“ aus dem neunzehnten Jahrhundert. „Was besitzt Ihr, das Ihr nicht empfangen habt?“, könnte Europa die Nationen fragen; die Antwort würde den Nationen schwerfallen. Sei sie spezifisch europäisch oder nicht – die Kultur Europas ist in jedem Falle älter als unsere Aufteilung in sechsundzwanzig oder siebenundzwanzig Nationalstaaten, die es bis jetzt noch nicht fertiggebracht haben, die sogenannte Autonomie ihrer Kulturen zu definieren. Tatsächlich kann keine schöpferische Realität in dieser Beziehung mit den zufälligen und oftmals sehr frischgezogenen Grenzen eines unserer Staaten identifiziert werden; und das gilt auch in einem anderen Sinne – wer kann nicht auf den ersten Blick sehen, daß die entscheidenden Dinge im zwanzigsten Jahrhundert aufgehört haben, nationale Angelegenheiten zu sein? [...] [S. 20- 21]

7. Hier kommen wir in den Herrschaftsbereich der Politik, welche in meinen Augen nichts anderes ist als das Mittel, mit dessen Hilfe das Zusammenleben einer menschlichen Gruppe geordnet wird. Eine derartige Gruppe kann nicht an Hand ihres institutionellen Gerüsts definiert werden, sondern nur durch ihre Lebensgewohnheiten, ihre Wertbegriffe, durch die besondere Bedeutung, die dem Leben beigemessen wird, der Liebe, dem Tode, den Beziehungen zwischen den Menschen, den Dingen, dem Körper, dem Geist und der Zeit – kurz, durch eine Kultur in dem Sinne, in welchem ich das Wort gebrauche.

Zwischen Politik und Kultur, beide im angegebenen Sinne begriffen, sollten Beziehungen wie zwischen Form und Inhalt bestehen.

Eine Vereinigungspolitik kann man erst dann betreiben, wenn man mit einer Kultureinheit zwischen jenen, die man einigen möchte, beginnen kann. Diese Politik wird späterhin nur Wert haben, wenn sie das, was in dieser Gemeinschaft schöpferisch ist, zum Ausdruck bringt und zu bewahren sucht.

Ich schließe daraus, daß die politische Gestalt, die eine echte europäische Union haben müßte, nur föderativ sein kann. Denn unsere Gegensätze bilden die reichste Quelle unserer schöpferischen Kraft – in dem Maße natürlich, in welchem sie weder isoliert noch zu einem nebelhaften Etwas vermengt werden, sondern in einem Zustand der Spannung bleiben, autonom und doch miteinander verbunden. Dieses dynamische Gleichgewicht, das stets in Gefahr ist, diese an den Tatsachen orientierte und subtile Kunst, zwischen der Charybdis eines engstirnigen Partikularismus und der Scylla eines alles gleichmachenden Zentralismus zu manövrieren, ist das Geheimnis eines gesunden Europa.

An diesem Punkte vereinigen sich Kultur und Politik in der einen gemeinsamen Forderung: der Forderung nach einer föderativen Union unserer Völker. [...] [S. 22-23]

Eine Druckversion dieser Quelle findet sich in Hohls, Rüdiger; Schröder, Iris; Siegrist, Hannes (Hg.), Europa und die Europäer. Quellen und Essays zur modernen europäischen Geschichte, Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2005, S. 221-222.

Auf diese Quelle bezieht sich ein einführender und erläuternder Essay von Kirsch, Martin, Europa-zweifel als Kennzeichen des Europäers. Denis de Rougemonts intellektuelle Konstruktion Europas im zuvor genannten Sammelband, S. 218-220.

Die originalsprachliche Version dieses Dokuments ist in der Rubrik Quellen im Themenportal Europäische Geschichte (www.europa.clio-online.de) zu finden.